

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 93 (1967)
Heft: 22

Rubrik: Limmat Spritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Fritz Herdi

Limmat spritzer

Lichtscheu unter Sturmdächern

«Die unverheirateten Mädchen sind alle gleich frisiert, und die älteren Damen blicken lichtscheu unter Sturmdächern von Draht, Gaze und bunten Bändern hervor.»

So respektlos hat im 18. Jahrhundert ein gewisser Conte di Sant Alessandro über Frauen geschrieben. Nein, nicht über irgendwelche Frauen, sondern ausgerechnet über die Zürcherinnen. Ein ruppiger Bursche, dieser Herr Graf! Allerdings steht heute fest, daß der Conte gar kein Graf war, sondern ein Zürcher, der seine Mitbürger unter die Lupe nahm.

«Nächst Basel wird in der Schweiz nirgendwo mehr gefressen als in Zürich.» Auch das ist ein Satz vom falschen Conte. Als Gast auf einer Zunftstube kritzelt er ins Büchlein, was pro Teilnehmer serviert wurde. Auf jeden Kopf traf es, wie der Conte zuhunden der Nachwelt registrierte, dreieinhalb Kilo Fleisch, eine Viertelpastete, eine halbfündige Wurst, einen Fisch, ziemlich viel Brot und etliche Schoppen Wein.

Immerhin entging ihm nicht, daß die Rokokobankettler nur einen Teil des Aufgetischten an Ort und Stelle schnabulierten, den Rest aber heimtrugen: «Einige schoben sogar ihren Fisch mit ein, nachdem sie ihn vorher durch das Maul gezogen, damit ja nichts durch die Ausdünung bis auf den folgenden Morgen verloren gehe.»

Eines Abends hat der Conte d'Alessandro, der eigentlich Füßli hieß, während eines feinen Konzertes die anwesenden Zürcherinnen studiert. Hört hört! Nicht eine einzige schöne Frau will der heikle Kerl dabei entdeckt haben. Naserüpfend setzte er sein scharfes Senfchen aufs Papier: «Sehr viele Frauenzimmer schienen mir bloß halb ausgeschafft, die obere Hälfte ganz hübsch, von den Hüften aber bis auf den Fuß zu kurz und unterwachsen zu sein.»

Das war vor 200 Jahren. Der Mann ist längst gestorben, und wir wollen ihm seine Ausfälle nicht nachtragen, nicht einmal seinen Kommentar zu einem Zürcher Ball, an welchem er teilgenommen: «Was sollen alle diese närrischen Ergötzlichkeiten, als der Welt zeigen, daß die Sieger von Murten und Nancy gute Geiger erzeugen und Töchter, die verwelken, ohne Mütter zu sein?»

Fahrbares Geschäft

Sporadisch taucht der Mann im Quartier auf mit seinem fahrbaren Geschäft: ein vierbeiniges Holzgestell, das auf einem Töffrad durch die Straßen gerollt wird, von Haus zu Haus, von Wohnblock zu Wohnblock. Und schwupp! wird das Ding auf die Beine gestellt, entpuppt sich als eine Scheren-schleifmaschine.

Der Besitzer dieser wunderlichen Apparatur geht von Tür zu Tür, von Glocke zu Glocke. Guckfenster werden geöffnet, und bevor Abweisung möglich ist, hat der Mann seine Frage schon blitzschnell gestellt: ob allenfalls etwas zum Schleifen da sei, eine Schere, ein Messer. Arbeit werde direkt vor dem Hause und sofort erledigt, es komme ja immer wieder vor, daß etwas stumpf sei.

Dann folgen die Antworten, und sie fallen verschieden aus: «Moment, ich hole drei Scheren.» Oder: «Gar nichts, tut mir leid, adieu.» Und auch: «Sie kommen wirklich im falschen Augenblick, wir sind gerade beim Essen.» Mundwischen, Türfensterchen zu, so leb denn wohl!

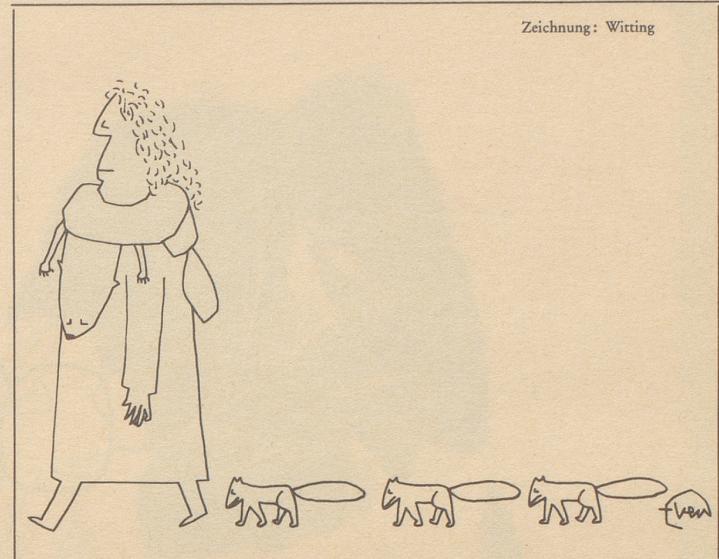
Ich gebe zwei Scheren, die unterm Zeitungspapierzerschneiden gelitten haben. Der Mann begibt sich behende auf die Straße, hängt ein Tretpedal mit Lederschlaufe ein, so daß das Töffrad vom Transport zum Schwungrad wird, und beginnt am rotierenden Schleifstein zu handeln. Ein Schmalspur-Feuerwerk sprüht auf. Ein Irrsinnstempo und eine Prachtsroutine hat der Mann auf dem Kasten.

Dann gibt er die Scheren, eine nach der andern natürlich, auf das Schmirgelrad, murmelt etwas, was wie «Feinstoß» klingt, nimmt aus einem in die Apparatur – «rund tausend Franken kostet so eine Maschine» – eingehängten Werkzeug-



Zu beziehen durch Mineralwasserdepots

Zeichnung: Witting



kästchen Hammer und Schraubenzieher, bringt Wackelscheren in Sekundenschelle in Ordnung, drückt Krümme gerade, greift nach einem am Gerüst aufgehängten, blauweiß gestreiften Tuch, schneidet hinein, sagt je nachdem: «Soo, die schnitt wider!» aber: «Proscht Nägeli, schlachte Schtaal!» Im zweiten Falle geht er noch einmal an die Arbeit.

Ist's eine Existenz? Durchaus, versichert der Mann. Früher hat er auch Schirme geflickt. Jetzt reist er nur noch mit seiner Scheren-schleifmaschine.

Wenn er Zürich, Quartier um Quartier, abgrast, stellt er seine Maschine abends irgendwo ein. Zum Beispiel im Garten beim Hause, wo er zuletzt gearbeitet hat. Am nächsten Morgen geht es dann von dort aus weiter.

Der Mann macht keinen unzufriedenen Eindruck. Jedenfalls einen zufriedeneren als ich. Was noch nicht heißen will, daß ich tauschen möchte ...

Nichts für Peter

Eine Berner Schülerin erhielt von der Schuldirektion eine Markenuhr als Anerkennung dafür, daß sie während neun Schuljahren nie eine Stunde gefehlt hatte.

In meiner Nachbarschaft wohnt eine Familie mit einem Buben namens Peter. Er wird, so hat mir neulich seine Mutter vorm Haus erklärt, nie als Absenzenloser eine Markenuhr erhalten. Mindestens zweimal jährlich, meistens im Frühling und im Herbst, fühlt sich der gute Peter krank. Mehr als das: er ist jeweils tatsächlich krank und hat im Bett zu bleiben. Und dann geht jeweils ein mehrtägiges und mehrtägiges Bühnenstück über die Bretter des nachbarlichen Heims.

In den Hauptrollen: Peter und seine Mutter.

Eine aufreibende Gewohnheit teilt der Bub, so erzählte mir seine Mama, in solchen Fällen mit unzähligen andern jungen Patienten: er will möglichst nie allein gelassen werden. Es genügt nicht, daß er mit dem Stichwort Fieber in den Mittelpunkt der Familie rückt, daß für ihn, von der Unbill der Krankheit einmal abgesehen, ein fast märchenhaftes Dasein mit Tischlein-deck-dich-Service am Bett, Fernhalten von Unannehmlichkeiten und Pflichten aller Art beginnt.

Bald hat er Durst, bald hat er Hunger. Bald möchte er einen Tee, bald ein Zitronenwasser. Bald ist er dankbar fürs Fensterschließen, bald fürs Fensteröffnen. Bald möchte er liegen, bald sich aufrichten im Bett. Und Mama streicht die Kopfkissen glatt, bringt dieses, holt jenes, liest ihm vor, läßt Platten für ihn laufen, stellt ihm den Radioapparat neben die «Klappe».

Der Peter genießt das Umhettwerden in vollen Zügen, kostet die Tage der Bettlägerigkeit bis zu den letzten Möglichkeiten aus. Bis dann eines Tages die Herrlichkeit zu Ende ist. Sobald er einen Tag lang fieberfrei ist, wird er von der Mama freundlich gebeten, sich wenigstens mittags und abends wieder ins Esszimmer zu bemühen. Zuerst sei er jeweils geradezu pikiert, weil man ihn nicht mehr für krank halte. Dann aber werde ihm klar, daß er sich Schritt für Schritt wieder – anfänglich noch mit ein paar Vergünstigungen – an den Durchschnittsaltag eines gesunden Menschen zu gewöhnen habe.

Also sprach meine Nachbarin, hatte es aber plötzlich sehr eilig und verabschiedete sich mit den Worten: «Und jetzt muß ich im Blitztempo meine Einkäufe machen und heimwärts spuren. Ich habe nämlich meinen Mann mit Fieber im Bett, und ob Sie's glauben oder nicht: der ist als Patient kein Haar besser als sein Sohn!»